

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Sein Werk.

Von Josef Maria Frank.

Hoch oben in der Mansarde, eine Handbreite unter dem Sirius, saß in dem verschliffenen Sessel der Dichter und sann . . .

In den Blättern, die vor ihm lagen, waren vier Jahre seines Lebens begraben, vier Jahre eines die Dinge draußen vergessenden Schaffens, vier Jahre ehrlichsten Ringens mit sich und der Welt, den Dingen um ihn, in ihm und über ihm, die dieser Paß Blätter in krausen und wirren Schriftzügen und in hundertfach gemeißelten und gehämmerten Sätzen umklammert hielt, das Erste und das Letzte, Anfang, Mitte und Ende.

Es war ein Roman, begonnen in dem Jahre, in dem die Menschen vergessen hatten, was Menschentum und Menschlichkeit ist, beendet in dem Jahre, in dem grausamer als je die Fluten des Elendes gurgelnd über dem Vaterlande des Dichters zusammenfloßen, über seinem toten Vaterlande, da, wie seine Ahnungen ihm prophezeit hatten, sich selbst im Ueberchwang seines irrgehenden Wahnes torpediert, mit Giftgasen vergiftet und durch verantwortungslose Hände kalterig denkender Rechenmaschinen und eigenfächtiger Cäsaren erwürgt hatte.

Es war ein Roman, in dem der Dichter das Vaterland, das ihm gestorben war, sich neu erbaut hatte; ein Vaterland, das die Erfüllung der Menschensehnsucht adelte; ein Land, das Menschentum und Menschlichkeit alleine beherrschten; ein Reich, das nur ein Traum war; ein Vaterland, das es nicht gab!

Aber — den Traum hatte der Dichter geboren aus der Wahrheit Christi und Michelangelos, dem Geiste Spinozas und Kants, dem Erkennenbränge Giordano Brunos und Galileis, dem Forscherwillen Stephensons und Galvanis, der Musik Beethovens und Wagners, der Liebe Tolstois und Dostojewstis, dem Schmerz seines eigenen zerquälten Herzens und dem Ahnen seines fiebernden Hirnes. Die Menschen dieses Traumlandes liebten einander wie sich selbst; sie hatten Achtung vor dem moralischen Befehle in sich und dem gestirnten Himmel über sich; ihre Körper waren ihnen Ebenbilder schöner Statuen, die sie liebten; ihre Gedanken waren ihnen heilig und ungefesselt; ihr Wille war Forschen und hob sich über den Kosmos in die Nebel Lichtjahrtausende entfernter Milchstraßensysteme; ihre Arbeit war Inhalt und Zweck und wie Musik, töndend aus einer Stradivariageige; sie waren glücklich und hatten übermunden und lächelnd mittelbeig wie jene Buddhastatuen über die Menschen der vergangenen Jahrhunderte, deren Daseinskämpfe und Kriege wie das Wesen und Gehaben ihrer Menschen ihnen fremd waren und fremd blieben.

Der Roman des Dichters war ein Traum; aber der Dichter wußte, daß die Träume der Väter die Erfüllungen der Söhne sind und daß die Utopie von gestern die Wahrheit von heute sein kann. Darum hatte er sein Werk geschaffen und aus sich heraus geschrieben, Ahnung und Mahnung.

Und dann war er hinausgegangen und hatte gesucht, daß er einen finde, der es drucke und die in den Blättern zusammengehaltten Gedanken hinaustrage, damit sie trösteten und sich mit der Sehnsucht anderer verbinden, auch ihre Gedanken werden könnten.

Aber — so sehr er sich bemüht hatte, er hatte niemanden gefunden, der das Wagnis unternehmen wollte. Man hatte sein Werk bewundert und ihn ein Genie genannt; aber — man hatte es ihm auch begreiflich gemacht, daß die Zeit für ein solches Werk noch nicht da sei und ihn auf später vertröstet. Man hatte ihm angeboten, leichte Romane, wie die Zeit sie haben wolle, von ihm zu drucken; man hatte ihn aufgefordert, mit seinem glänzenden Stil, den man bewunderte, solche Romane, in denen sich außergewöhnliche Schicksale alltäglicher Menschen mit Spannung und leichter Sinnlichkeit vermische, zu schreiben. Das wünsche die Zeit und das wolle man gerne drucken. Ja, es sei eine schlechte Zeit für die Kunst, eine schlechte Zeit; aber — man müsse sich eben ihr anpassen. Der Dichter aber hatte ihnen zur Antwort gegeben: „Warum besser n Sie, ich sage Sie, denn nicht diese Zeit, wenn Sie wissen, daß sie

schlecht ist? Warum tun Sie es nicht, Sie, die Sie es könnten? Ist es nicht schwach und falsch gedacht, die Zeit schaffe und arte den Menschen? Artet nicht der Mensch die Zeit? — Ich — bin kein Chamäleon!“ Aber man zuckte die Schultern und wiegte bedauernd die Köpfe und entließ ihn mit einem Händedruck und der Bitte, es sich doch noch einmal zu überlegen.

Der Dichter aber war fest geblieben; er hatte sein Manuskript verschlossen und sich weiter kümmerlich, aber ehrlich durchgekämpft. Die Zeit, deren Seele und Wesen ihm unbegreifbar waren, schlug ihn in Not und schmiedete ihn wie unzählbare andere in Elend. Langsam trotz die Sorge an ihn heran und mit ihr der Hunger. Jeder neue Tag wurde ihm ein neuer Kampf ums tägliche Brot; jede Nacht eine schlaflose Nacht, angefüllt mit Rechnen und quälenden Ueberlegungen. Niemand half ihm in diesem Kampfe; die Menschen schienen ihm härter, kälter und grausamer zu werden als je. Und er wurde langsam mutlos und wandelte wie ein lebender Toter durch seinen schwarzen Alltag . . .

Tag für Tag war es schlimmer geworden. Nur mühsam und unter Hinnahme der größten Entbehrungen gelang es ihm, sich durchzuhalten; Tag für Tag schrieb er für Zeitungen und Zeitschriften, die ab und zu gerne eine Arbeit aus seiner klugen und ehrlichen Feder brachten. Aber — soviel er auch schrieb und soviel man auch von ihm druckte, es reichte nicht zum Leben.

Und eben war es das einfachste Handwerkzeug gewesen, das er brauchte und sich doch nicht mehr erschwigen konnte: das Papier, auf das er die Skizzen schreiben wollte, die er morgen abliefern mußte, um nicht verhungern zu müssen. Das wenige Geld, das er besaß, wurde von dem verschlungen, das er seinem Körper geben mußte, um diesen nicht zusammenbrechen zu lassen. Es war für ihn die bitterste Erkenntnis und Erfahrung, die er in den letzten Monaten gemacht hatte. Was sollte er beginnen . . .? Etwas anderes zu arbeiten war für ihn unmöglich; er konnte und kannte keine andere Arbeit; er war nur Dichter. Und außerdem fühlte er sich zu alt und kraftlos, um wie ein Junger einfach etwas Neues anzufangen und damit sein Leben sich zu erstürmen. Das Entsetzliche seiner Lage überwand ihn.

In diesem Zustande hatte er das Manuskript seines Romans aus der Schublade genommen und vor sich gelegt. So lag es noch da und grinst ihn höhnisch fragend, grausam weiß aus der unbeschriebenen Rückseite an.

Der Dichter kämpfte noch — aber bald war der Kampf entschieden. Seine einfache Ueberlegung lautete: Papier kann ich mir nicht kaufen, da es zu teuer ist und ich das Wenige, das ich noch besitze, zum Leben gebrauche; Papier muß ich haben, um zu schreiben; schreiben muß ich, um nicht zu verhungern! Hier ist Papier; zwar — eine Seite eines jeden Blattes ist beschrieben; eine Seite eines jeden Blattes ist eine Seite meines Romans, in dem ich das Werk vier meiner besten Schaffensjahre erkenne; aber — die Rückseiten sind unbeschrieben! Ich kann sie neu beschreiben mit den Skizzen und Geschichten, mit denen ich mir mein tägliches Brot verdienen muß, und so die Ausgabe für Papier, die ich mir ja doch nicht leisten kann, ersparen, so über die Klippe hinwegkommen! —

Damit griff der Dichter mit der einen Hand zu den Manuskriptblättern und der anderen zu einem Klotz, der rechts neben ihm bei Feder und Tinte lag.

Noch einen Augenblick, einen Bruchteil einer Sekunde zuckte es in seinem Gesichte auf; tief gruben seine Zähne sich in die Unterlippe; die Augen schlossen sich und weh und hart huschten die wie lebendige schwarze Striche spielenden Schatten um seine Mundwinkel.

Da öffnete der Dichter jäh seine Augen, wandte die Manuskriptblätter um und strich die engbeschriebenen Seiten Blatt um Blatt mit dem Klotz durch.

Wie Blut flossen die Striche darüber hin. Der Stift kreischte leise jedesmal, wenn er über das Papier glitt, wie höhnend und doch wieder wie in einem schmerzgepreßten wehen Aufschrei. Monoton raschelten und knitterten die ungewandten Blätter.

Der Dichter dachte einen Augenblick daran, an dieses Schreien des Stiffes und daran, daß das Rot seiner Linien wie Blut aussehe, das aus Schnitten tropft, mit denen man lebendiges, pulsierendes Fleisch zerhackt, vernichtet, austreibt, auslöscht. Und dem Dichter war es, als seien die Striche Schnitte durch sein Herz und Wunden, sich selbst geschlagen, und es war ihm, als sterbe etwas, als löse etwas in ihm aus, das einmal warm und leuchtend gelobt hatte.

Schwer sank sein Haupt auf die Tischplatte. Im Hirne des Dichters schrie es grausam bitter auf: Also auch das! Auch das erloschen, auch das, mein Werk . . .

Und wie Hohn mit Schmerz gemischt zuckte es um die Mundwinkel des Dichters, als er die durchstrichene Seite betrachtete und auf ihr las: „N y s t a n d. Der Roman eines unsichtbaren Reiches.“ — und dann auf die Rückseite schrieb: „Begegnungen im Dunkel der Großstadt.“, den Titel der Skizzen, die er schreiben mußte, um übermorgen und die kommenden drei oder vier Tage leben zu können.

Voltaire.

Von Georg Brandes.

Voltaire — das ist ein ganzes Jahrhundert, ein Menschheitskapitel, das nie veraltet. Nur ein geistiger Nachfahre Voltaires, ein Strohhalber freier Geistes und ein kämpferischer Kritiker wie Georg Brandes konnte es in seiner ganzen Bedeutung umfassen und in geschäftlicher Aristokratie zu neuem Glanze erwecken. Es ist bewundernswert, wie dem 80jährigen der große Wurf gelungen. Aus dem zweibändigen Werke, das in guter deutscher Uebersetzung im Erich-Weiß-Verlag, Berlin, soeben erschienen ist, wird hier eine Probe Brandes'iger Charakteristik geboten. Das Buch ist aber nicht nur Analyse, sondern auch spannende Erzählung und kulturhistorische Darstellung.

Voltaire stammte von einem Lande und lebte in einem Zeitalter, in welchem die Bildung der Meistentwickelten verfeinert, der politische und soziale Zustand dagegen barbarisch war. Als Schriftsteller war er daher rechtlos. Als satirischer Dichter und reformatorischer Schriftsteller wurde er wiederholte Male in die Bastille gesteckt und mußte sein Leben lang in beständiger Angst vor dem Kerker leben.

Aus diesem Grunde hat der berühmteste Mann der französischen Literatur verhältnismäßig nur wenige Jahre seines Lebens in Paris verbracht, wo der Aufenthalt ihm teils unersaßlich war, teils zu gefährlich schien. Noch dreißig Jahre alt, als er sich nach acht- und zwanzigjähriger Abwesenheit wieder nach der französischen Hauptstadt wagte, hätte Ludwig der Sechzehnte ihn am liebsten verhaften lassen und ließ ihm den Rat geben, schleunigst zu verschwinden, einen Rat, den der Tod überflüssig machte.

So verbrachte Voltaire seine Tage im Exil, entweder auf fremdem Boden — in England, Holland, Preußen, der Schweiz — oder so nahe wie möglich an Frankreichs Grenzen — in Cirey, Fernex —, um beim leichtesten Wink fliehen zu können.

Er schrieb in diesem rechtlosen Zustand fast immer anonym. Allerdings deckte ihn dies bei weitem nicht hinlänglich, da sein Stil bekannt war und ihm außerdem dies und jenes zugeschrieben wurde, was er gar nicht verfaßt hatte. Er verleugnete denn auch im Interesse seiner Sicherheit wieder und wieder seine Schriften, log sich von ihnen los und ließ nicht wenige ein Menschenalter ungedruckt.

Fast alle seine Schriften erlitten das gleiche Schicksal: ihr Verkauf wurde verboten. Mehrere seiner wertvollsten Arbeiten (wie die philosophischen Briefe über England) wurden vom Henker verbrannt. Er wirkte zwar rastlos, aber in der beständigen Unruhe, seiner Freiheit beraubt zu werden.

Dennoch wurde er, ungefahr erst vierzig Jahre alt, von den mächtigsten und begabtesten Männern und Frauen der Erde, von einem König, einer Kaiserin, von Aristokraten und Kriegern, von Denkern, Dichtern und Gelehrten des Zeitalters als der Geisteshauptling gefeiert.

Sein Ansehen war zuletzt so groß, daß die Hervorragendsten aller Literaturen, die beste Gesellschaft aller Länder in ihm nicht bloß den berühmtesten und weitestwirkenden Schriftsteller ihrer Zeit, sondern auch diejenige Persönlichkeit erblickten, die Freisinn und Duldsamkeit, Abscheu vor Grausamkeit und hohe Humanität verkörpern. Nicht bloß ein Mann, der wie Franklin nicht nur das neue Nordamerika, sondern Volksfreiheit, Erfindergeist, theoretische Einsicht und praktische Vernunft vertrat, ihm den Entel zuführte und sich seinen Segen für den kleinen Jungen erbalt!

In den Strahlen seines leuchtenden Geistes entzündeten sich Männer und Frauen seines Zeitalters. Nicht wenige der Intelligenztesten standen in hellen Flammen der Begeisterung. Wir erfahren aus zahllosen Briefen an Voltaire, mit welcher Schwärmerei oder mit welcher Dankbarkeit sie ihm ergeben waren. Typisch sind z. B. die ersten Briefe Friedrichs des Großen als Kronprinz.

Den altväterlichen Frommen dagegen, sodann denen, die um jeden Preis das Bestehende verteidigten, insbesondere jedoch den Dummen galt Voltaire als Spötter und Zerstörer. Dem Aberglauben war er ein Teufel. Der Bosheit und Mißgunst ein Gegenstand des Hasses und der hartnäckigen Verleumdung.

Er aber gab in seinem langen Leben einem Geschlecht nach dem anderen das Bewußtsein von dem Recht und der Macht der Vernunft. Nie war er selbst kalt, wenn er eine Wahrheit entdeckt zu haben meinte und sie verkünden zu müssen glaubte. Sie stammte in ihm auf, und er warf sie ins Weite, bald wie das Licht aus einem Leuch-

turm, bald wie die Granate aus einem Mörser, bald wie man die Kraft elektrischer Elemente in Paketen transportabeln Lichts versendet.

Wie Condorcet treffend gesagt hat: Für ihn war die Wahrheit kein Geheimnis, das man zwischen Eingeweihten herumflüstern sollte. Ihm erschien sie als eine Nahrung, die frisch und in der ansprechendsten Weise angerichtet werden, oder wie ein Arzneimittel, das, um nicht verschmäht zu werden, den Gaumen reizen und wohl-schmecken soll, oder wie ein Banner, das erhoben, oder eine Losung, die ausgerufen werden sollte.

Sein größtes Kunstwerk ist keine von den zahlreichen Arbeiten seines Lebens, sondern sein Leben selbst.

Dieses Leben hat viele Entwicklungsstufen, viel mehr als das des Insekts, das zuerst Larve, dann Puppe, dann Schmetterling ist. Es hat recht häßliche Momente. Ist ja auch die Larve durchaus nicht schön. Aber Voltaires Leben hat mit dem des Insekts, das Puppe keine Flügel gegeben hat, den seltenen Umstand gemein, daß seine letzte Phase die schönste ist.

Voltaire, in seinem Anfang Gesellschaftsdichter, Theaterdichter und Schöngest, nach den Begriffen der damaligen Zeit so etwas wie Nationalpoet, wurde dann auf englischem Boden zum Aufklärer, Gedankenwecker, Umbilder, zu einem kühnen, aber vorsichtigen Bekämpfer veralteter Vorurteile und ererbter Unsitten umgeformt. Nach und nach ward er im Laufe der Zeit der Historiker, Naturwissenschaftler, Lyriker, Dramatiker, Romanschriftsteller, Staatsökonom, Philosoph, Agitator. Seine Lebenshöhe erreichte er jedoch erst, als er aus einem Kampfhahn Feldherr, aus einem Schalk Weiser, aus einem Hofmann Patriarch, aus dem namenlos wirkenden Heimatlosen, der von Land zu Land, von Hof zu Hof irrte, der lebhafte Schloßherr, der Wohltäter einer ganzen Gegend ward. Damals stand er da als offener Feind des Bernunftstiffes und des Fanatismus, als unverbrossener Fürsprecher der Gerechtigkeit und Verträglichkeit, als Beschützer der Unterdrückten und Mißhandelten — eine Gestalt, die nie in Vergessenheit geraten kann.

Voltaire's Geist ist allumfassend. Sein gesunder und praktischer Verstand erstreckte sich bis auf Gesundheitspflege und Serumbehandlung. Er trat für die Reinlichkeit ein, schlug die Errichtung von Volksbädern vor. Er war der erste, der die Menschen lehrte, daß man sich nicht im Innern der Städte, nicht in Kirchen begraben, daß man die Toten die Lebenden nicht totschlagen lassen soll. Und er war der erste, der in Frankreich die Blatternimpfung empfahl (Kuhpocken wurden erst später angewendet). Derselbe Mann aber war zugleich der erste Franzose, der sich nicht begnügte, die wichtigsten geistigen Fragen an sich selbst zu stellen, sondern der sie auch tapfer beantwortete: Ist die christliche Uebersetzung historisch wahr? Ist die christliche Lehre göttlich inspiriert und geistig erschöpfend? Er antwortete ohne Schwanken: Die Uebersetzung ist voll von Fabeln und Unwahrscheinlichkeiten; die Kirche bedeutet einen Sturz von der höheren Kulturstufe des heidnischen Altertums; die Lehre ist unvollkommen, wo sie am besten, ein finsterner und tyrannischer Aberglaube, wo sie am schlechtesten ist.

Ein Friedensmärchen von Jaurès.

Dieses Märchen veröffentlichte Jaurès in einer französischen sozialistischen Schulzeitung. Er wünschte, daß auch der reifen Jugend schon der große Gedanke des allgemeinen Friedens einge-plant werden sollte.

Es war einmal ein verzauberter Wald, wild, entblättert, dornenbewehrt. Im rauhen Winterwinde, der ohne Aufhören zwischen sie fuhr, rieben die Bäume sich gegenseitig heftig, es klang wie brechende Schwerter. Eisigen Nächten folgten bleiche Tage, die sich von den Nächten kaum unterschieden. Endlich spürten Menschen und Dinge wieder das erste bittende Drängen des Frühlings. Die Bäume bekamen aber Furcht vor dem Saft, der in ihnen sich regte. Und zu jedem sagte der Geist der Einsamkeit und Herbheit, der unter ihrer harten Rinde wohnte, ganz leise, mit einem dunklen Beben, das aus tiefen Wurzeln stieg: Nimm dich in acht! Wenn du als erster den Versuchungen der neuen Zeit erliegt, wenn du als erster deine langenspitzen Knospen zu Blättern und Blüten entwickelst, dann wird der zarte Schmuck gar bald verwüstem werden von dem rohen Reiben der anderen Bäume, die langsamer im Aufblühen sind.

Und zur riesengroßen, uralten Eiche sagte der in ihr eingeschlossene Geist, ein Geist der Schwermut und des Stolzes, mit besonderer Hartnäckigkeit: Sollst du überhaupt an dem allgemeinen Feste des Lebens teilnehmen, du mit deinem vom Gewitter zerbrochenen, edlen Geißt?

So drängte in dem verzauberten Walde das gegenseitige Mißtrauen den Willen zur Erneuerung zurück, und der harte todgleiche Winter dauerte und dauerte, bis der Frühling seinen hellen Beckruf erschallen ließ.

Was geschah eines Tages, und durch welches geheimnisvolle Wunder ward der unheilvolle Bann gebrochen? Wagte es doch ein Baum als erster, wie diese Aprielpappeln etwa, die ausspringen wie eine grüne Rakete und von ferne schon das Zeichen der Umwandlung geben? Oder brachte ein besonders warmer und belebender Sonnenstrahl alle Triebkräfte auf einmal zu gemeinsamem Entschlusse?

Sel's wie es sei — der Wald entwickelte sich bald zu einer wunderbaren, herrlichen Fülle friedlicher Freude.

Der Grisly im Yellowstonepark.

Von Ernest Thompson Seton.

Vor vielen Jahren hat die Regierung der Vereinigten Staaten, wohlberaten, das Quellgebiet des Yellowstoneflusses als immerwährende Freistätte der ursprünglichen, unberührten Wildnis eingerichtet. Innerhalb dieses großen Wunderlandes sollte das Ideal des königlichen Sängers zur Wahrheit werden, keinem ein Leid geschehen, keines das andere schrecken. Keinem Vogel oder Säugetier sollte Gewalt angetan werden, keine Art den Frieden des Urwaldes brechen und die reinen Gewässer rein und unbesudelt bleiben vom Abfall der Fabriken und Bergwerke. Alles sollte den Stempel des unberührten Westens tragen, wie es vor dem Erscheinen des weißen Mannes war.

Das alles fanden die wilden Tiere schnell heraus. Bald kannten sie die Grenzen dieses uneingeäuerten Schutzparkes, und seither zeigen sie innerhalb des geweihten Raumes eine ganz andere Natur. Sie scheuen nicht länger den Anblick des Menschen, fürchten ihn nicht, greifen ihn auch nicht an und sind sogar in diesem Lande der Zukunft gegeneinander friedfertiger.

Frieden und Fülle sind der Inbegriff irdischer Güter, und da sie diese hier finden, so drängen sich die wilden Tiere aus dem umliegenden Lande in den Park in Mengen, wie man sie sonst nicht zu sehen bekommt.

Die Bären sind besonders zahlreich um das Quellengasthaus herum. Im Walde, etwa vierhundert Meter entfernt, befindet sich ein ebener, freier Platz, wo der Speisewart des Gasthauses allen Küchenabfall täglich für die Bären austreuen läßt, und der damit Betraute ist der Bärenspeisewart geworden. Jeden Tag wird der Tisch für die Bären gedeckt, und jeden Tag stellen sich mehr Teilnehmer ein. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn man jetzt hier auf einmal ein Duzend Bären schmaufen sieht. Sie sind von allen Arten und Farben, schwarze, braune, zimtfarbene, silbrige, Grislys und Budeibären, große und kleine, Familien und Einzelgänger weither aus allem Land ringsum. Alle scheinen zu wissen, daß Gewalttätigkeit im Park verpönt ist, und die Wildesten zeigen hier ein anderes Verhalten. Obwohl die Bären zu Duzenden um diese ledere Stelle sich herumtreiben und sich manchmal gegenseitig in den Haaren flegen, hat man noch von keinem Angriff auf Menschen gehört.

Jahr um Jahr sind sie gekommen und gegangen. Für die Parkbesucher sind sie eine Sehenswürdigkeit, und den Hotelangestellten sind viele von ihnen wohlbekannt. Sie wissen, daß die Tiere sich jeden Sommer während der kurzen Zeit, wo das Gasthaus geöffnet ist, einstellen und dann wieder verschwinden; keiner weiß, woher sie kommen oder wohin sie gehen.

Eines Tages kam der Eigentümer der Palettfarm durch den Park. Während seines Aufenthalts im Quellenhotel besuchte er auch die Bärenspeisehalle zu der Zeit, wo diese die meisten Gäste aufzuweisen pflegte. Da sah er verschiedene Schwarzbären schmaufen, die sich aber schnell aus dem Staube machten, als gegen Sonnenuntergang ein mächtiger, weißüberhauchter Grisly erschien.

„Das“, sagte der Führer, „ist der größte Grisly im Park, aber er ist friedlicher Natur; sonst wüßte man ja, was passieren täte.“

„Das!“ sagte der Viehzüchter erstaunt, als der Grisly wiegend näher kam und wie ein Wagen voll Heu zwischen den Fichtentämmen ausfiel. „Das! Wenn das nicht der Metectsee-Wahj ist, so habe ich in meinem ganzen Leben keinen Bären gesehen! Was, das ist der schlimmste Grisly, der je im Großen-Horn-Becken einen Baumstamm gerollt hat.“

„s ist nicht möglich“, sagte der andere, „denn er ist jeden Sommer im Juli und August hier, und ich denke, er muß nicht weit von hier zu Hause sein.“

„Ja, das entscheidet die Sache“, sagte der Farmer, „Juli und August, das ist gerade die Zeit, wo wir ihn im Revier vermissen; Sie können selbst sehen, daß er hinten etwas lahmt und daß er am linken Vorderfuß eine Kralle verloren hat. Jetzt weiß ich, wo er seinen Sommer verbringt; aber ich dachte nicht, daß der alte Uebel-täter es fertig brächte, sich fern von der Heimat so gut aufzuführen.“

Im Laufe der Zeit wurde der große Grisly eine sehr bekannte Erscheinung der Bären-Sommergäste. Nur einmal war sein Betragen tatsächlich schlecht, und das war im ersten Sommer, wo er auftauchte, ehe er sich voll in den Geist des Parkes eingelebt hatte.

Er wanderte eines Tages hinüber zum Gasthaus und durch die Bordertüre hinein. In der Halle richtete er sich in seiner ganzen Größe von acht Fuß auf, und die Gäste flüchteten erschrocken davon. Dann ging er in das Geschäftszimmer. Der Angestellte dort sagte: „Schon gut, brauchst du dieses Zimmer nötiger als ich, so kannst du's haben,“ und er sprang über den Zehntisch, schloß sich dann in der Telegraphenkammer ein und drahtete an den Parkvorsteher: „Alter Grisly hier im Geschäftszimmer, will scheint's die Hotelverwaltung übernehmen; dürfen wir schießen?“

Die Antwort lautete: „Schießen im Park nicht gestattet; nehmt den Schläuch!“ Das taten sie denn auch, und der völlig überraschte Bär sprang ebenfalls über den Zehntisch und watschelte zur Hintertür hinaus, wobei seine Füße dumpf auf den Boden schlugen und seine Krallen unheimlich rasselten. Er kam dabei durch die Küche, und als er dort ein Kinderviertel flegen sah, nahm er es als gute Beute mit.

Das war das einzige Mal, daß eine Uebelthat von ihm im Park bekannt wurde, wenn er auch bei einer Gelegenheit von einem anderen Vertreter seiner Gattung zum Bruch des Parkfriedens ver-

anlaßt wurde. Es war das eine große Schwarzbärin, als Unheilstifterin bekannt. Sie hatte ein armes, kränkliches Junge, auf das sie sehr stolz war, so stolz, daß sie um feinetwillen vor nichts zurückschreckte. Und der Kleine erregte wie alle verwöhnten Kinder viel Anstoß. Sie war so groß und wild, daß sie alle anderen Schwarzbären einschüchtern konnte, als sie aber den alten Wahj wegzutreiben versuchte, bekam sie einen Patsch von seiner Lade, daß sie sich wie ein Fußball überschlug. Er folgte ihr nach und hätte sie umgebracht, denn sie hatte den Parkfrieden gebrochen, aber sie rettete sich, indem sie auf einen Baum kletterte, in dessen Wipfel ihr elendes kleines Junge in den höchsten Tönen ängstlich quetschte. Damit war die Sache zu Ende; in Zukunft blieb die Schwarzbärin dem gefährlichen Gattungsgenossen hübsch aus dem Weg; und er gewann den Ruf eines friedliebenden anständigen Bären. Die meisten Leute im Park dachten, er komme von irgendeinem abgelegenen Gebirge, wo es keine Bewehrung oder Fallen gäbe, die ihn tückisch oder rachsüchtig machen könnten.

(Aus Wahj, Geschichte eines Grislybären, Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Die Türken.

Die Konferenz von Lausanne und der neue Balkanbund zeigen deutlich, daß die Türken, die so lange im europäischen Konzert stillschweigen mußten, wieder ein selbständiges und starkes Volk geworden sind, das laut und deutlich seine Forderungen anwendet. Unter der Führung von Kemal Pascha hat sich die Türkei, der seit einem Jahrhundert als dem „kranken Mann“ ein baldiges Ende prophezeit wurde, nach all den furchtbaren Ueberfällen der letzten Kriege überraschend kräftig gezeigt. Was für einer Klasse gehören nun die Türken an? Welche Rolle spielen sie in dem Völkergemisch von Vorderasien? Diese schwierigen Fragen werden aus genauester Kenntnis beantwortet in dem soeben im Welt-Verlag zu Berlin erschienenen Werk „Völker, Rassen, Sprachen“ des Berliner Anthropologen Felix von Luschan. Dieser Gelehrte, der Direktor des Berliner Völkerkunde-Museums, ist heute einer der besten Kenner des Rassenproblems, von dem in unsern Tagen so viel die Rede ist. Dabei macht sich aber gerade auf diesem Gebiete viel Dilettantismus und Phantastik breit, und es ist daher von besonderem Wert, daß Luschan sich entschlossen hat, seine fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Forschungen und Studien zu einem Buch zusammenzufassen. Hier werden die Rassen der einzelnen Erdteile in knapper, eindrucksvollen Charakterbildern vorgeführt, und der Verfasser bekennt sich dabei zu dem Glauben an die Einheit des Menschengeschlechtes, wendet sich gegen die Auffassung, als ob es „wilde Völker“ gäbe, betont im Gegenteil, daß es keine an sich minderwertigen Rassen gibt, aber in jeder Rasse minderwertige Einzelwesen. Der Unterschied zwischen der verschiedenen Rassen ist nach seinen Beobachtungen, besonders was die moralischen Eigenschaften und Intelligenz angeht, nicht enger als zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse. Für die Wichtigkeit des Rassenelements im politischen und kulturellen Aufbau der Menschheit sind nun die Turk-Völker ein besonders interessantes Beispiel. Die Türken haben einst ein gewaltiges Reich beherrscht, das nicht nur ganz Vorderasien, sondern auch den Balkan, Ungarn und weite Gebiete von Indien und China umfaßte. Die Turk-Sprachen sind heute noch unendlich viel weiter verbreitet als das Gebiet der osmanischen Herrschaft; sie werden quer durch ganz Asien vom Negäischen Meer bis fast ans Nordostende von Asien und an den Stillen Ozean gesprochen.

Die Osmanen, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Kleinasien eindringen und diese Türkenherrschaft begründeten, waren an Zahl verhältnismäßig sehr gering und werden höchstens einige Zehntausende umfaßt haben. Diese Handvoll Menschen konnte also die nach vielen Millionen zählende Bevölkerung nur im allergeringsten Maße beeinflussen, und tatsächlich kann man das Innere von Kleinasien wochenlang bereisen, ohne auch nur ein einziges turkmenisches aussehendes Gesicht zu bemerken. Nach den Messungen der Kopfindices bei Türken stellt Luschan fest, daß diese Maße fast die ganze Reihe der beim Menschen überhaupt vorkommenden Zahlen für das Verhältnis von Länge und Breite des Kopfes umfassen. Die türkische Rasse ist also aus den verschiedensten Elementen zusammengeschweift, wenn sie auch sprachlich, politisch und kulturell eine gewisse Einheit erreicht hat. Nun hat der mohammedanische Teil der Bevölkerung des osmanischen Reiches, der sein eigentliches Rückgrat darstellt, in letzter Zeit schwer gelitten, und zwar macht Luschan drei Elemente dafür verantwortlich: die unsoziale Handhabung der Wehrpflicht, die gerade die Mohammedaner auf viele Jahre ihrer häuslichkeit und Arbeit entzog und dadurch die islamischen Familien schwächte, dann die „Hadsch“, die Pilgerreise nach Mekka, die infolge der rückständigen hygienischen Einrichtungen viele Pilger — und dies sind gerade die frommsten und besten Elemente unter den Türken — zugrunde gehen ließ. Als drittes Gefahrmoment kommt die Vielesche dazu, die merkwürdigerweise nicht kinderreicher, sondern kinderärmer ist als die Einhe. Die Bezeichnung „Türken“ trifft auf die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung anthropologisch nicht zu, indem von den alten Turk-Völkern nur noch wenig in dem modernen Türken enthalten ist. Die mohammedanischen Untertanen des Sultans nennen sich selbst Osmanli. „Türke“ bedeutet in der Sprache des täglichen Lebens einen ungebildeten, schwerfälligen und unbeholfenen Mann. Luschan gehört zu denen, die an eine Wiedererstarkung und an eine ruhmvolle Zukunft des türkischen Reiches glauben.

Wissen und Schauen

Schwindelattentate. Daß 1843 auf preußischem Boden ein Attentat auf Nikolaus I., Zar von Rußland, verübt worden ist, dürfte auch manchem Historiker von Beruf unbekannt sein. Freilich war es ein Attentat sehr zweifelhafter Art. Manfred Laubert bringt es in den Forschungen zur Brandenburgisch-Preussischen Geschichte (35. Band, 1. Hälfte) in Erinnerung. Als jener allmächtige Despot, bekanntlich in den Revolutionsjahren der stärkste Hort des Absolutismus, am Abend des 19. September jenes Jahres durchreisend Posen passierte hatte, entstand das Gerücht, auf den Kanzleiwagen seines Gefolges seien ein oder zwei Schüsse abgefeuert worden und sieben Kugeln, Rehpösten oder grobes Schrot hätten den Mantel eines Insassen getroffen. Der Zar erfuhr es erst nach seiner Ankunft in Warschau und wurde aufs äußerste erregt, zumal er überzeugt war, der Anschlag habe ihm selbst gegolten. Sein Schwager Friedrich Wilhelm IV. nahm die Sache mit dem größten Eifer in die Hand und erteilte für die Untersuchung dem General Frhr. v. Müffling ein eigenes Kommissarium und volle diskretionäre Gewalt, setzte auch noch andere Organe in Bewegung. In einem Kronrate wurde die Abfindung des Generals v. Rauch mit einem eigenhändigen Briefe des Königs an den Zaren beschlossen. Aber die ganze Untersuchung förderte nichts zutage und gab der Presse zu scharfen Glossen Anlaß. Namentlich erregte ein Artikel der „Allgemeinen Augsburger Zeitung“, dessen Verfasser anscheinend Einblick in die amtlichen Verhandlungen gewonnen hatte, den Aerger der Behörden. Der Vorfall hatte eine scharfe Mißstimmung zwischen dem Zaren und dem König von Preußen im Gefolge. Herr Laubert spricht sich dahin aus, daß wohl überhaupt kein Attentat vorgelegen hat. Wir stimmen ihm bei, sind auch der Ansicht, daß noch manches andere angebliche Attentat auf gekrönte Häupter, das politisch ausgenutzt worden ist, auf Schwindel beruht hat. M. Sch.

Gesundheitspflege

Dürfen Lungenkranke heiraten? Gar oft tritt an den Arzt die schwere Frage eines Lungenkranken heran: „Herr Doktor, darf ich heiraten?“ Es sind eine ganze Menge von Gesichtspunkten, die hier reiflicher Erwägung bedürfen; denn das „Nein“ wie das „Ja“ sind beide, wenn sie befolgt werden, von größter Bedeutung für das ganze spätere Leben des Kranken. Wer ist überhaupt tuberkulös? Der Schweizer Pathologe Raegeli hat an den Leichen des Zürcher pathologischen Instituts folgende Ergebnisse festgestellt: Im frühen Kindesalter ist die Tuberkulose selten, aber meist tödlich im mittleren häufiger, aber nicht unbedingt tödlich. Zwischen dem 14. und 18. Jahre ist bereits die Hälfte aller Menschen vom Tuberkelbazillus befallen, zwischen dem 18. und 30. Jahre ist kaum ein Mensch frei von der Tuberkuloseinfektion. Von da ab nehmen die tödlichen und fortschreitenden Fälle an Zahl ab, abgeschlossene oder ausgeheilte Herde aber sind fast in jedem Menschen vorhanden! Diese Untersuchung ergibt, daß man einem Menschen nicht ohne weiteres die Ehe verbieten kann, weil er eine Dämpfung über einer Lungenpitze hat. Es ist erst genau zu beobachten, ob die Erkrankung Reigung zum Fortschreiten oder zum Abheilen zeigt, ob die gesundheitlichen Verhältnisse des Kranken durch die Ehe etwa derart gebessert würden, daß eine rasche Ausheilung zu erwarten wäre. Auch das Alter, die Familiengeschichte, der Beruf muß berücksichtigt werden, kurz eine ganze Reihe von Fragen gruppiert sich um die eine Frage „darf ich heiraten?“ Aus diesem Grunde wird der Arzt nur in ganz seltenen Fällen sofort mit einem „Ja“ oder „Nein“ antworten können, er wird meist eine längere Beobachtungszeit von mindestens einem Jahre fordern müssen.

Daß die Ehe als solche der Krankheit Vorschub leiste, ist bei gesunder Lebensführung nicht anzunehmen. Ein Punkt allerdings darf hier nicht unerwähnt bleiben: für die nicht völlig ausgeheilte Frau bedingt eine etwa eintretende Schwangerschaft eine schwere Gefährdung. Aus diesem Grunde wird der Arzt gezwungen sein, bei der Frau einen schärferen Maßstab anzulegen als beim Manne! Solche Kranke, bei denen im Auswurf Tuberkelbazillen gefunden werden, werden in diesem Zustande vom Arzt schon deshalb von der Heirat abgehalten, weil ja die Ansteckungsgefahr für den anderen Ehegatten und für die zu erwartenden Kinder eine sehr große wäre. Es hat darum jeder Lungenkranke die Pflicht, sich vor Eingehen einer Ehe erst mit seinem Arzte zu beraten!

Kulturgegeschichte

Das Alter der chinesischen Kunst. Wenn wir in unseren Museen die Schätze aus China bewundern, beherrscht uns oft das Gefühl, wir hätten es hier mit einer Kunst zu tun, die schon Jahrtausende vor Christo auf der Höhe stand und im wesentlichen unverändert geblieben ist. Diese Anschauung von dem hohen Alter und dem stabilen Charakter der chinesischen Kultur hat lange bestanden, wird aber durch neuere Forscher bekämpft. In diesem Sinne spricht sich ein Aufsatz von Dr. Otto Jäkel in Greifswald über das Problem der chinesischen Kunstentwicklung in Heft VI der Zeitschrift für Ethnologie aus. Jäkel, der früher am Berliner Museum wirkte, stellt besonders an Bronzegefäßen sakralen Charakters Betrachtungen an, um nachzuweisen, daß Chinas Bronzeperiode erst nach Christo begonnen hat. Die aus älterer Zeit stammenden dort gefundenen Gefäße sind nach ihm aus dem Auslande importiert und verraten

umerischen, ägyptisch-hellenistischen oder sonstigen Ursprung. Die eigene Bronzeperiode Chinas konnte erst nach der Unterwerfung der Südstaaten, deren Land reich an Kupfer und Zinn ist, im zweiten Jahrhundert nach Christo, einsetzen, begann danach frühestens mit der Han-Periode. Die große Kunstentwicklung, in der der eigentliche chinesische Stil entstand, geschah in der Tang-Periode im siebenten Jahrhundert nach Christo. Dr. Jäkel spricht dabei vom Seehandel Chinas mit fremden Gegenden, auch Afrika und Mexiko, berührt auch die Frage der ersten Besiedlung Amerikas. Daß diese durch mongoloidische Einwanderer von Sibirien aus über die Behringstraße geschah, hält er für wahrscheinlich, glaubt auch an Schiffsverbindungen zwischen China und Zentralamerika in frühvordrisslicher Zeit. Diese Anschauungen und noch so manches in seinen Ausführungen werden wohl auf Zweifel stoßen, dürften aber immerhin der Prüfung wert sein.

Naturwissenschaft

Ein sonderbares Pärchen. In naturwissenschaftlichen Kreisen hat ein Tier besonderes Interesse erregt, das zu den Würmern gezählt wird. Es ist der sog. „grüne Sternwurm“ des Mittelmeeres, mit dem wissenschaftlichen Namen „Renellia viridis“. Diese Sternwürmer leben am Meeresstrande verstreut zwischen Muschelstrümmern, Steinen und Pflanzen. Das grün gefärbte Weibchen, dessen nur wenige Zentimeter langer sackförmiger Körper einen $\frac{1}{4}$ bis 1 Meter langen rüsselförmigen Kopflappen trägt, war schon lange bekannt. Erst sehr viel später fand man das zugehörige Zwergmännchen, das nur 1 Millimeter lang ist und seiner besseren Hälfte weber in der Gestalt noch in der Farbe ähnlich ist. Das Wertwürdigste liegt jedoch in der Tatsache, daß dieses Männchen als Schmarotzer im Weibchen wohnt! Besonders interessant ist hier die Entstehung der beiden so grundverschiedenen Geschlechter; auf dem Larvenstadium läßt sich zunächst noch keine Andeutung für eine Entwicklung in männlicher oder weiblicher Richtung wahrnehmen. Später entwickeln sich diejenigen Larven, die frei umher schwimmen, sämtlich zu Weibchen; alle anderen aber, die zu festhafter Lebensweise übergehen, sich nämlich auf dem Rücken des Weibchens festsetzen, werden zu Männchen. Diese Tatsachen zeigen, daß das Geschlecht der Sternwürmer nicht von vornherein festgelegt ist, sondern erst unter der Einwirkung äußerer Umstände gewissermaßen willkürlich entsteht.

Vertauschte Köpfe. Man wird an alte Märchen erinnert, wenn man hört, daß einem lebenden Wesen der Kopf abgeschnitten und durch einen anderen ersetzt werden kann. In der biologischen Versuchsanstalt der Akademie der Wissenschaften in Wien sind an Wasserläufer und anderen Insekten erfolgreiche Experimente in dieser Richtung gemacht worden, deren Ergebnisse teilweise recht interessant sind. Der neue eingesezte Kopf heilt rasch ein und erlangt bald seine volle Funktionsfähigkeit wieder. Schon nach drei Wochen zeigen die Tiere regelmäßige Bewegungen, und nach ein bis zwei Monaten deutet nichts mehr darauf hin, daß dem Insekt einmal der Kopf entfernt worden war. Besonders merkwürdig sind die Beobachtungen, die an Kolbenwasserläufer (Hydrophilus piceus) gemacht wurden. Bei ihnen sind nämlich die Köpfe zwischen Männchen und Weibchen ausgetauscht worden. In dem Geschlechtsinstinkt tritt dann eine bemerkenswerte Umwandlung auf. Weibchen mit Männchenkopf verhielten sich so, als ob sie Männchen wären, während sie von normalen Männchen weiterhin als Weibchen behandelt wurden, und Männchen mit Weibchenkopf zeigten das passive Verhalten von Weibchen, sie versuchten also niemals zur Fortpflanzung zu schreiten.

Erdkunde

Woher kommt der Salzgehalt des Meerwassers? Die Frage, woher die unendlichen Salzmassen stammen, die im Meerwasser enthalten sind, hat die Wissenschaft schon oft beschäftigt, eine ganz scharfe Erklärung dafür hat sich aber bis jetzt nicht ergeben. Denn auch die Annahme, daß das Salz von großen unterirdischen Steinsalzlagern herrühre, ließ sich nicht mit Sicherheit nachweisen. In jüngster Zeit hat nun ein schwedischer Gelehrter auf Grund eingehender Forschungen und Rechnungen eine ganz neue und eigenartige Hypothese aufgestellt, nach der der Salzgehalt des Meeres mit vulkanischen Ausbrüchen in ursächlichem Zusammenhang stehen soll.

Nach jedem Ausbruch des Vesuvius hat man nämlich beobachtet, daß der Berg mit einer schimmernden Lage von Salz bedeckt ist, und die gleiche Erscheinung zeigte sich auch bei den übrigen Vulkanen der Erde. In Südafrika gibt es z. B. einen Vulkan, der täglich nicht weniger als 25 000 Kilogramm Salz auswirft. In früheren Erdperioden waren aber, wie bekannt, die Vulkane viel zahlreicher als heute und auch ihre Ausbrüche viel häufiger. Nimmt man nun an, daß durch Regenquäse und Fluten ein großer Teil dieser von den Vulkanen der Erde aufgeschleuderten Salzmassen dem Meer zugeführt worden ist und daß diese Salzzufuhren vielleicht Jahrhunderttausende hindurch andauerten, so könnte es wohl möglich sein, daß das Meer auf diese Weise zu seinem ungeheuren Salzgehalt gekommen ist. Man hat diese gewaltige Salzabfuhr berechnet und ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß man, wenn es möglich wäre, auf einmal alles Salz, das im Meerwasser enthalten ist, auszutrocknen, eine Salzmenge bekäme, die groß genug sein würde, die Oberfläche der ganzen Erde mit einer 55 Meter dicken Salzlage zu bedecken.